ihrer körperlichen Schwäche machte Dorothea Christiane in der medizinischen Wissenschaft so große Fortschritte, daß sie, lange bevor sie noch eine Prüfung abgelegt hatte, ihren Vater in seiner Praxis vertreten und seine Patienten behandeln konnte, wenn er, etwa durch Krankheit, verhindert war. Die außergewöhnliche Begabung seiner Tochter veranlaßte Leporin 1741, sich an den König von Preußen mit der Bitte zu wenden, ihr zur Erlangung der Doktorwürde und des Rechtes der Ausübung der Praxis die Abiegung der Prüfung vor der medizinischen Fakultät zu Halle zu gestatten. Diese Erlaubnis wurde auch wirklich erteilt, aber da Dorothea Christiane sich inzwischen mit dem Prediger Johann Christian Erxleben verlobt hatte und diesen ein Jahr später heiratete, so machte sie von der Erlaubnis vorläufig keinen Gebrauch. Ihre Ehe war ungetrübt glücklich; vier Kinder entsprossen ihr, und sie hat ihre Pflichten als Gattin und Mutter mit einer für eine gelehrte Frau ungewöhnlichen Gewissenhaftigkeit erfüllt. Aber jeden freien Augenblick widmete sie ihrer Lieblingswissenschaft, der Medizin. Ihre umfassenden Kenntnisse erregten bereits die allgemeine Aufmerksamkeit. 1742 veröffentlichte sie eine kleine Schrift „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten", in der sie die so moderne Frage des Frauenstudiums behandelte. Später entschloß sie sich nun doch, in alter Form die Doktorpromotion zu machen. Die Erlaubnis wurde ihr zum zweiten Male erteilt; sie verfaßte eine Dissertation, die später unter dem Titel „Abhandlung von der gar zu geschwinden, aber eben deswegen öfters unsicheren Heilung der Krankheiten" auch in deutscher Bearbeitung veröffentlicht worden ist, und so erschien sie am 6. Mai des Jahres 1754 zur mündlichen Prüfung vor der Hallenser Fakultät. Sie war damals bereits 40 Jahre alt, das Ereignis machte in ganz Deutschland, namentlich in Gelehrtenkreisen, ungeheures Aufsehen. Sie erwies bei der Prüfung gründliche Kenntnisse in der Heilkunde und sprach zugleich, wie der Dekan der Fakultät sich äußerte, ein so schönes und zierliches Latein, daß man glauben, eine Römerin in ihrer Muttersprache reden zu hören. Sie bestand die Prüfung, und nachdem die Fakultät die Erlaubnis zur Erteilung der Doktorwürde in diesem Ausnahmefalle einstimmig gebilligt hatte, erhielt am 12. Juni 1754 Dorothea Christiane Erxleben als erste Frau in Deutschland im Hause des Dekans, Professor Juncker, feierlich die medizinische Doktorwürde, ein Vorgang, dem zahlreiche angesehene Persönlichkeiten und Studenten der Medizin beiwohnten.

Sie hat nachher in ihrem Wohnsitze Quedlinburg noch lange die ärztliche Tätigkeit fortgesetzt und sich in allen Kreisen großer Beliebtheit erfreut. Hochangesehen verstarb die merkwürdige Frau am 13. Juli 1762 im Alter von nur 47 Jahren.

Gelehrte Frauen aus früherer Zeit.

Gelehrte Frauen sind keineswegs eine bedauerliche Erscheinung der modernen Zeit; auch frühere Jahrhunderte hatten Damen aufzuweisen, die mit ihrem Wissen Aufsehen erregten. So war z. B. Betina, die Tochter des Dichters Johann Valentin Andreä und Gattin des Professors Dr. Johann Jac. Grorio in Bologna in der Rechtswissenschaft so bewandert, daß sie, wenn ihr Mann krank war, öffentlich auftrat, und an seiner Stelle vor der Studentenschaft Vorlesungen hielt. An derselben Universität erhielt im Anfang des 17. Jahrhunderts eine gelehrte Jungfrau namens Bastizia Gozadina die juristische Doktorwürde, und sie wurde sogar mit einer Professur betraut. In Padua fand am 25. Juni 1678 die feierliche Promotion der gelehrten Lucretia Helena Cornara Piscopia in der Domkirche statt, weil die Hörsäle der Universität den Andrang der Zuhörer bei diesem feierlichen Akt nicht genügt hätten. Eine andere gelehrte Dame, Margarita Sibylla, die zugleich wegen ihrer Schönheit berühmt war, wurde von der Stadt Rom zur Ehrenbürgerin ernannt. Sie sprach die alten Sprachen geläufig, war in der Rhetorik und in der Mathematik heimisch, disputierte mit großer Gewandtheit über die schwierigsten wissenschaftlichen Fragen und betrieb außerdem noch die Musik. In der Urkunde des römischen Senates, in der ihrer Verdienste rühmvoll gedacht wird, wurde sie mit dem Beinamen der Einzigen geehrt. Margareta Sybilla von Löser, die Gemahlin des kurfürstlichen Kammerrates K. v. Löser, soll in allen vier Fakultäten bewandert gewesen sein. Sie führte den Beinamen Minerva Saxonica, und sie ist im Jahre 1690 gestorben. Beinahe noch höher steht das umfassende Wissen der Anna Maria von Schurmann, die im Jahre 1607 zu Köln geboren war. Sie wird von den Verühmtesten ihrer Zeitgenossen als das Wunder ihres Jahrhunderts bezeichnet. Verstand sie doch nicht weniger als 14 alte und neue Sprachen, malte und sang, verstand sich auf die Kunst des Kupferstechens, auf Mathematik, Astronomie, Philosophie und Theologie und war im Disputieren den gelehrtesten Männern ihrer Zeit überlegen. Sie wurde in ihrem Alter eine der treuesten Anhängerinnen des Mystikers und Separatisten Jean de Labadie, dem sie auf seinen Reisen folgte.

Weibliche Geistliche in Dänemark.

Nicht weniger als acht junge Damen liegen gegenwärtig in Dänemark dem Studium der Theologie ob und die Zukunft dieser Damen erregt vielfaches Interesse, weil sie nämlich unter den gegenwärtig noch geltenden Gesetzen keine Aussicht haben, die Kanzel zu besteigen. So hat denn auch der dänische Minister der inneren Angelegenheiten an den Frauenverein die Frage gerichtet, welche Aemter und Stellen man denn eigentlich beim Theologiestudium der Frauen ins Auge gefaßt habe, und für welche Betätigung sich nach der Ansicht des Vereines die Frauen am besten eigneten. Der Verein hat kurz entschlossen die Antwort gegeben, daß sich die Frauen wohl für die Aemter am besten eigneten für die sie Lust und Fähigkeit besäßen und vor allem gerade für Predigerberuf. Bereits hat ein Geistlicher angefragt, ob nicht eine von den acht Theologiestudentinnen mit ihren Studien zu Ende gelangt sei; er brauche einen Helfer im Amte und möchte gern eine Frau in dieser Stellung sehen. Kann sie ihn auch noch nicht auf der Kanzel vertreten, so gebe es doch genug, worin er ihre Mitarbeit sehr vorteilhaft verwenden könnte. Die junge Dame würde dann also zunächst in das Amt eines Kaplans eintreten und es scheint nach allem die Zeit keineswegs fern, wo der erste weibliche Kaplan in den Stand der dänischen Geistlichkeit eintritt.

Ein Loblied für die deutschen Landfrauen

veröffentlicht Dr. E. R. Uderstädt in der „Umschau". Er sagt: „In unsern Tagen geschehen so tägliche Taten aufopfernden Heldenmuts, daß glänzende, von denen man noch in späten Jahrhunderten berichten wird und noch viel mehr stille, die keinen Dank, keinen Lohn beanspruchen. Ein großes Heldentum sollte aber doch zum allgemeinen Bewußtsein gebracht werden, weil es als eins der großen allgemeinen Kennzeichen dieses Krieges zu betrachten ist und weil von unserem Siege ebenso verdanken, wie der unverzleichlichen Tapferkeit unserer Feldgrauen: Ich meine den schönen Heroismus unserer wackeren Landfrauen." Uderstädt meint dann, was es bedeutet, daß trotz des Fehlens der Männer, der Söhne und der Knechte, sowie der Arbeitspferde und trotz abnormer Dürre in den Hauptmonaten eine Ernte von gutem Mittelmaß erzielt worden ist, alles dank der Frauen. Er mahnt, daran zu denken, daß diese Frauen, ohne viele schöne Reden, im Wind und Wetter, in heißer Sonnenglut gepflügt und gesät, geerntet und gemäht haben und schließt mit dem Hinweis, daß wir den schlichten deutschen Landfrauen zum großen Teile Leben und Sieg verdanken: „Wenn ich ein bildender Künstler wäre und erhielte den Auftrag ein Kriegerdenkmal, d. h. ein Sinnbild des Wesens dieser großen Zeit zu schaffen, dann stellte ich eine deutsche Landfrau vor, wie sie die deutsche Erde bestellt, ihren Rücken gedeckt von dem kämpfenden deutschen Wehrmann."

Das Eiserne Kreuz für Krankenschwestern.

General der Kavallerie z. D. von Rabe schreibt zu dieser Frage in der Kreuzzeitung:

In Nr. 438 der Kreuzzeitung vom 28. Aug. 1915, Abendausgabe, las ich unter: „Ehre ihrem Andenken! Den Tod fürs Vaterland sind gestorben . . . Brüder . . . und Schwester! Er Leutnant, sie Diakonieschwester. Ja, Ehre ihrem Andenken! Das glaube ich zu bestätigen, indem ich meine Stimme erhebe zu zwei ganz viel besprochenen Themas: Die Verleihung des Eisernen Kreuzes an Krankenschwestern soll gegen die Bestimmungen sein. Ich finde das eine große Härte. Verdient haben sie es sicherlich durch ihre aufopferungsvolle, todesmutige Hingabe. Sind doch fünf oder mehr Schwestern an Verwundungen vor dem Feinde und Hunderte an Krankheiten in der Kriegsspflege gestorben. Ich meine, der Chef des Feldsanitätswesens sowie der Kaiserliche Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege dürften nicht ruhen, bis sie für die Schwestern auch das Recht erlangt hätten, das Eiserne Kreuz zu tragen. Die Rote-Kreuz-Medaille und anderes sind kein Ersatz. Das erlangen so viele Männer und Frauen auch für Friedensverdienste. Wer wird nun das später unterscheiden können, wenn die Schwestern ins bürgerliche Leben wieder zurückgetreten sind? Das Kreuz als Brosche zu verleihen, würde dem Charakter einer Ordensdekoration nicht entsprechen. Deshalb sollte getragen außerdem ein kaum zu unterscheidendes Kreuz als Schmuckstück. Da Frauen die Rote-Kreuz-Medaille, die Rettungsmedaille, den Wilhelmsorden ebenso wie Männer erhalten und tragen, liegt eigentlich auch kein Grund vor, den Schwestern das Eiserne Kreuz in gleicher Weise zu tragen vorzuenthalten. Ich kann mir garnicht vorstellen, mit welchen Gefühlen Männer, die ebenso wie die Schwestern das Neutralitätsabzeichen tragen, die Brust mit dem Eisernen Kreuz, sogar Erster Klasse, geschmückt, vor die Schwestern hintreten können, die ihr Leben im Kriege wie die Männer eingesetzt haben.

Aus tiefster Armut zur angesehenen Stellung

einer gesuchten Rechtsanwältin ging der Lebensweg einer Amerikanerin Mrs. Doane. In ihrer Kindheit mußte sie, kaum von früher Jahren an von morgens bis abends Heimarbeit verrichten. Gemeinsam mit Mutter, Großmutter und den übrigen Geschwistern saß sie in einem halbdunklen Raume, ohne Unterbrechung, in größter Hast, stellte die ganze Familie Groß um Groß kleiner Seidenbälle zu Dekorationszwecken her. Um aus diesem Elend herauszukommen, lernte Mrs. Doane noch als Schulmädchen Stenographie und arbeitete sich hinauf, bis sie endlich die Privatstenographin des Bürgermeisters Gaynor wurde, durch deren Hände alle vertraulichen Angelegenheiten gingen. In freien Stunden studierte sie Jus und 1906 wurde sie zur Rechtsanwaltschaft zugelassen. Sie ist auch eine vortreffliche Rednerin und hat zuletzt große Vortragsreisen im Interesse des Frauenstimmrechts

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 45: Im Schützengraben: „Helm, Lehm".

Richtige Lösungen gingen ein 61. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 68. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Hans Fiedler, Anna Reuter, Herbert Bittner, Else Schäfer, Lolóar Friedrich, Frau Hagemann, Frau Martha Flinzer, Gertrud Golz, Hanna Weber, Hans Köhsch, Arno Flemmig, Otto Hettwig, W. Guilland, Siegfried Walter, Heinrich Stück, W. Stück, Werner Kirsten, Willy Harimann, Ernst Hädicke, Rolf Witte, Käthe Breitter, Alfred Naundorf, Richard Gerstäcker, Frau Else Guthunz, Hans Gerdvith, Frau Berta Rudolph, Hans Schiwe, Frau E. Saalfeld, Berta Peter, Else Lüders, Fritz Buschmann, Frau Rudel, Artur Hartmuß, Kurt Linke, Walter Mittag, Th. Bader, Elise Neuholz, Helly Teubner, Rudolph Oswald, Fr. Gotte, Rudolf Fuchs, M. Geidies, M. Zenkisch, Hermann Schmidt;

von auswärts von: Eugen Trappiel, Köhschen, Margarete Lopel, Rothenburg a. S., Oskar Dietrich, Wernigerode, Frida Fuß, Merseburg, Ernst Otto, Packebusch, Margarete Sturm, Alsleben, W. Hoffmann, Merseburg, Hanni Zirkenbach, Delitzsch, Alfred Wittig, Essen, Marie Böhme, Gröbers, Adele Baumann, Ammendorf, Karl Beilecke, Dessau, C. Biermann, Radewell, Flora Korn, Kleinbieststg, Paul Bachran, Dölau, Willi Kliser, Mieseben.

Die Prämie: Goethes Gedichte, geb.,

entfiel auf **Frida Fuß**, Merseburg.

Ergänzungsrätsel.

. . I, A . . ., O . . . ., Ko . . , r . iec ., A . . ., We . ., G . . . f, Gi . .

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Sinnesorgan, schädlicher Stoff, Raum im Schiff, deutscher Dichter, mathematische Figur, Fluß in Afrika, Zahlwort, Teil des Wassers, Allumfassendes. Sind die richtigen Wörter gefunden, ergeben die ergänzten Buchstaben einen in Kriegszeiten vielzitierten Sinnspruch.

Prämie:

Hein Starck von D. Buchmann, geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Dienstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von S. Loyd.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt. (7+5)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 44:
Dreizüger von Frhr. v. Holzhausen.
W. Kg7, Lg1, Td4, e6, Bg2, h6.
Schw. Kh5, Bh4.
1. Lg1—h2, Lh2:; 2. g4+. — 1 . . ., beliebig; 2. L:!.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a.S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eltester Halle a.S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 46 — **Halle, Sonntag, den 14. November** — **1915**

Ein heiterer Geist, ein froher Sinn —
Sie sind der Menschheit beste Gabe;
Und wird die Weisheit früh zur Gutsverwalterin,
So reicht der Vorrat bis zum Grabe.
Jean Paul.

Vom braven Mann.

Erzählung von Elsa Maria Bud.

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann
wie Orgelton und Glockenklang —"

Er wird wohl jetzt durch Kurland reiten, mit irgend einem kleinen, struppigen, durchs Faustrecht erworbenen Russenpferdchen. Das pariert ihm ohne weiteres, denn er spricht ja fertig russisch, von seinen Arbeitsjahren in der Moskauer Maschinenfabrik her. Sein guter Mecklenburger Gaul blieb bei einem Patrouillenritt — Dunnerkittchen, Jungens, bat war 'ne höllisch scharfe Sache — und nun den treuert er immer noch ein bißchen. Im übrigen erzählt er keine drei Worte von sich, bieser nordbeutsche Dickschädel Franz Hartmann, und wenn die Kameraden im ostpreußischen Quartier beim Abendtrunk von seinem Heldenstückchen anfingen, dann schnallte er den Säbel um, stand auf, und verschwand mit undeutlichem Gebrumme aus dem Kreis. Und so wüßten kaum die Nächsten um die Geschichte, wenn sie das Regiment nicht aufbewahrte, und wenn die Zahl der Kameraden, denen er damals aus der Patsche half, nicht doch allzu zahlreich für ein Geheimnis wäre.

Sie hatten, ein Trupp von acht Mann, im Feindesland einen Ritt durch die Wälder gemacht, um Stellungen zu erkunden. Wie sie vom Rand des Forstes her in ein Blachfeld ritten, die Nachmittagssonne stand sommerwarm über hochblühenden Wiesen, trat von der jenseitigen Wiesengrenze ein feindlicher Trupp auf den Plan. Ein kurzes Stutzen, ein Zögern auf beiden Seiten, ehe die erste Kugel pfiff. Der Führer der Patrouille schrie: „Draus zu!" und stob voraus, daß die Schollen aufflogen. Doch die Reste Tiefe sich nicht verblüffen; eine starke Salve schlug zwischen die Reiter und riß einige nieder, trieb die anderen auseinander zum bergenden Wald.

Hartmann war gestürzt; dabei drehte sich der schwarzgrüne Waldstreif ganz sonderbar nach rechts, stieg aufwärts, und der Himmel tauchte in tiefes, blutiges Purpur. Ein Brausen hob an, wie von strömendem Wasser, und der Himmel verging. Irgend etwas fiel als Last auf ihn, band jedes Glied mit tausendfachem Gewicht.

Als er sich erholte, war die Sonne in die Wälder gesunken. Ein Kamerad lag tot neben ihm; er sah entsetzlich aus.

Während Hartmann den eigenen Körper abtastete — und nichts als so'ne lächerlich kleine blutverletzte Hautschrammen am Hinterkopf finden konnte, sah er immer in dies Kameradengesicht hinein.

Doch die resolute Tatnatur regte sich bald in ihm und mahnte, sich fortzurühren. Geduckt kroch er über den zerstampften Wiesengrund, lauschte nach allen Seiten. Es blieb still; wo mochten sie hin sein, die er hier im Kampftumult um sich gesehen? Er stand auf und spähte umher. Weiter hin lagen reglose Körper; zwei Russen.

Er ging heran und besah sie nachdenkend. In der Uniform des russischen Feldwebels mußte man doch entschieden sicherer durch die russischen Linien kommen, die ihn hier umfaßten. Ja —, nu man Dampf —. Und er packte den einen, wälzte ihn um und zog ihm Rock und Beinkleid ab. „Deuwel, wat riecht dat Mensch!" schimpfte er halblaut, indeß er eilig aus seiner Montur schlüpfte. Stück um Stück legte er an; die hohen Stiefel, den Säbel, drückte die verhältnißmäßig Mütze mit dem breiten Schirm, nicht ohne inneren Widerwillen, schief aufs Haar. Nach seinem Revolver. Wie er ihn in die Tasche stieß, traf er auf ein Büchelchen. Ein russisches Gebetbuch, darein irgendwer Segenswünsche auf das erste Blatt geschrieben hatte. Er legte es dem Toten auf die Brust und bedeckte den Körper mit seinem Uniformrock. Dann machte er sich auf die Suche nach einem Weg. Es wurde Abend. Ein heller, mit Rosenwölkchen bestickter Himmelsgrund grüßte vom Rande des Gehölzes, das er durchschritt.

Sein Kopf war freier geworden von der Nachwirkung des Sturzes, und ruhig fest wie der Tritt seiner Füße war sein Gemüt.

Eine Landstraße zeigte sich von fern; als er sie erreicht hatte, kannte er sie an ihren dünnen, windverbogenen Eschenbäumen und an ihrem grünen Graben wieder. Famos; wenn's gut ging, war er in zwei Stunden im Quartier.

Er pfiff sich eins, wie er mit ausholenden Schritten weiterzog. Bald kam von ferne ihm etwas entgegen, war im Blau der Dämmerung noch nicht kenntlich. Er mußte sich erinnern, daß er hier als Russe herumlief und der innerliche Teil dieser Rolle beschäftigte ihn, bis er wahrzunehmen vermochte, daß da hinten viele Menschen in geschlossener Reihe heranwahten.

Herrgott — Herrgott, gefangene Deutsche? Er blieb stehen und spähte. Vorn und an den Seiten gingen Russen, zwei Reihen Gewehre ragten hoch. In der Mitte eine graue Schar mit müde hängenden Armen.

Wie er später erzählte, hatte er bei dem Anblick laut zu reden angefangen: Kinners, dat is en Dusel, dat die Russenbagage euch hier abschiebt! Nu bin ich mal Engel, längerst hew ick den Deuwel makt!"

Und er stellte sich entschlossen an die Wegseite und wartete das Herannahen ab. Dann trat er hinzu, befahl auf Russisch Halt und musterte hochmütig-freundlich. Die russischen Soldaten salutierten stramm.

Er begann ein geschicktes Ausfragen:

„Warte schon auf euch! Wohin geht eure Ordre mit den Gefangenen?"

„Nach M . . . ., Herr Feldwebel!"

„Gut, ich übernehme den Zug. Marschiert ihr schon lange?" „Zwei Stunden — zu Befehl."

„Was sind das denn für Kerle, wo habt ihr sie gefriegt?"

Ein breites Lächeln auf den Gesichtern, und der Gefreite gab zurück:

„Sind welche Radfahrpatrouillen, haben ihre Räder in 'nen Waldsumpf geschmissen, wie sie von uns umstellt waren; andere haben wir vom Bataillon T. mitbekommen."

„So, so."

Und er sah die gefangenen Leute prüfend an, und konnte sich einer tief versteckten Rührung kaum erwehren, so grimmig finster blickten sie zurück. Kein Ducknacken dabei, wiewohl sie sehr traurig sein mußten.

Einen Augenblick stand er noch, besinnend. Da hörte er zwei, die sich wohl unverstanden glaubten, tuscheln:

„Was glotzt denn das Mistvieh? Möcht' ihm an die Gurgel springen!"

„Mir is eins! Zu schnell kam's, zu schnell! Hab gar nimmer g'wußt, wos dos is, da wir d'Waffen aus der Hand haut. Hätt' mir schon no a Kugel ins Hirn treib'n kenna, an Augenblick zuvor — —"

Hartmann wandte sich und befahl sicher den Weitermarsch, zugleich stellte er sich an die Spitze des Zuges.

Und vorwärts ging's auf der dunkelnden Straße, den russischen Stellungen entgegen.

Er sprach nun hie und da mit seinen Russen, vorsichtig alle Details vermeidend.

Mit der wachsenden inneren Sicherheit kam bald auch eine spielerische Freude bei ihm durch, die Ironie dieser Lage auszunützen, und ließ sich von den Erlebnissen der Leute erzählen. Nach vierteistündigem Wandern gebot er dann bei einer Wegkreuzung halt; holte ein Stück Papier aus der Tasche und stellte sich, als überprüfe er eine Karte. In Königsberg war sie einmal als Preisliste für Kolonialwaren gedruckt worden. Dann kommandierte er: „Links ab!"

Wohl guckten die Russen ein bißchen erstaunt, hatten sie doch deutliche Order, die Landstraße bis zu einer Ziegelei zu verfolgen. Hartmann erläuterte darauf schnell: „Wir gehen kürzer!"

Und sie zogen gefügig, wie er befahl, bogen nach einer Weile wieder ab, kamen an zerschossenen Gehöften vorüber und erreichten spät eine Landstraße, die der ersten ganz merkwürdig gleich sah. Säumten ihren Rand doch ebensolch dunkle, windgebeugte Stämmchen mit korallenroten Beeren. Aber nun war es Nacht und ein fester Führerwille beherrschte sie. Hartmann hatte einen tiefen Stoßseufzer zum Himmel getan. Er sah sich nach den Kameraden um, blieb stehen und ließ sie passieren.

Wenn er jetzt neben einem Weißen, einem Neger einherging und dann leise, so vor sich hin, sagte:

„Du, Kamerad, hab' guten Mut, ich bring' euch allesamt zu den Unsern zurück!" Wie herrlich mußte das sein! Er trug's ja kaum noch allein auf der Seele!

Und doch zwang er die unbändige Lust hinunter. Es war gefährlich, den Freudenfunken zwischen die Vielen zu werfen und sie damit aufzurühren. Konnte auch immer noch mißraten!

Er ging zur Spitze seines Trupps eilig zurück, hielt die Leute mit sorglosem Schwatz beschäftigt und rechnete heimlich: Eine halbe Stunde — zwanzig Minuten — — —

Endlich tastete ein Lichtstreifen an ihnen vorbei: Deutsche Scheinwerfer. Die Russen wurden aufgeregt und redeten, vorerst untereinander: „Was ist da, siehst du?" „Ist ein Dorf!" „Ist ja größer als das unsere!" „Wir sind falsche Stelle, vielleicht Deutsche?" „Oho!"

Hartmann hatte die Hand an der Waffe. Jetzt weiter, weiter, ganz unbekümmert laut!

Und er zwang sie, zwang sie ganz hinein. Hatte zuletzt noch den Umweg durch einen kleinen Busch für richtig gehalten, um sie länger zu täuschen, sie näher an die Vorposten heranzubringen. Aber für seine Kameraden war diese letzte Verschleierung gut, denn es schien ihm nun recht lebhaft da hinten. „Glaub's euch, daß ihr euch freut", brummte er vor sich hin, „bat is mir auch en höll'scher Spaß!"

Sie schrien geradezu auf, die Männer, als aus dem Dunkel Gestalten aufsprangen und deutsche Stimmen riefen „Waffen weg — ergebt euch!" Die Einen vor übermächtiger Freude, die Andern im Schrecken. Ein Soldat hatte Hartmann mit vorgehaltenem Gewehr gestellt, und wenn er nicht ge-

Gedenktage der Woche.

14. Nov. 1716 † Der Philosoph Leibnitz in Hannover (* 1646).
1825 † Der Schriftsteller Jean Paul (Friedrich Richter) in Bayreuth (* 1763).
1910 † Der Schriftsteller Fritz Anders (Max Nädler) in Halle (* 1841).

15. Nov. 1630 † Der Astronom Kepler in Regensburg (* 1571).
1787 † Der Komponist Gluck in Wien (* 1714).
1862 * Gerhart Hauptmann in Salzbrunn.
1910 † Der Dichter Wilhelm Raabe in Braunschweig (* 1831).

16. Nov. 1632 Tod Gustav Adolfs bei Lützen (* 1594).
1831 † Militärschriftsteller General v. Clausewitz in Breslau (* 1780).

17. Nov. 1632 † Graf Pappenheim kais. Feldherr im 30jährigen Kriege (* 1594).
1840 * Schriftsteller Hermann Heiberg in Schleswig († 1910).

18. Nov. 1827 † Der Dichter Wilhelm Hauff in Stuttgart (* 1802).
1836 * Der Mediziner Cesare Lombroso in Verona († 1909).
1900 † Der Dichter Ernst Eckstein in Dresden (* 1845).

19. Nov. 1770 * Bildhauer Thorwaldsen in Kopenhagen († 1844).
1805 * Ferdinand v. Lesseps, Erbauer des Suezkanals, in Versailles († 1894).
1828 † Franz Schubert in Wien (* 1797).
1869 Eröffnung des Suezkanals.
1883 † Wilhelm Siemens (* 1823).

20. Nov. 1602 * Otto v. Guericke, Erfinder der Luftpumpe, in Magdeburg († 1686).
1815 Abschluß des zweiten Pariser Friedens.
1910 † Leo Tolstoi (* 1828).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191511140/fragment/0001

radewegs von dem Eifrigen erschossen werden wollte, mußte er schon die Hände hochstrecken. Aber er lachte dabei, daß ihm die Tränen niederstürzten. Ein wunderliches Gemisch von Jubel, Rührung und Entspannung quirlte in ihm, machte ihn weich.

„Junge, Junge, wat bis du for en forschen Kerl! Nu bring mich man zu unserem Major, dat ich meinen Transport auch richtig melden kann!" rief er dem Soldaten zu.

Da umringten ihn auch schon die befreiten Kameraden und zogen ihn mit zum Dorf hinein. Sie hatten begriffen, wer er war; ihre stürmische Freude, ihr endloses Danken hoben ihn über alles je Gefühlte hinaus; und er meinte, sich selber gehen zu sehen, und Rosen waren ihm auf den Weg gestreut.

Nachher sprach er die zwanzig Russen noch; sie hatten aus der Feldküche einen Rest warmer Suppe erhalten, schlürften und schienen keineswegs betrübt. Er hielt es auch nicht für Raub an seiner Ehre, daß er ihnen kurz erzählte, wie er in den Feldwebelrock gekommen war. — —

„Schneidig haben Sie das gemacht, Hartmann!" belobte sein Major.

Und Hartmann wurde schulbubenmäßig rot und stieß heraus:

„Is nix so besonderes, Herr Major — — hat machet ein jeder von uns, wenn er so Glück hätt'!"

„Glück, lieber Junge?" Der Major hob die Rechte auf Hartmanns Schulter. „Das Glück, das immer nur der Tüchtige hat, das half vielleicht! In dem Sinne machen wir ja auch diesen „glücklichen" Feldzug!"

Am nächsten Tage war Hartmann wieder der schlichte Mann im Glied. —

Der Schmied von Lauterbach.

Dorfgeschichte von Moritz Kolbe.

(Nachdr. verb.)

In einem Winkel des Dorfes erhebt sie sich die Schmiede mit dem schrägen Dach, unter dessen Ziegeln hier und da das Moos hervorguckt. Vor dem Hause unter dem hölzernen Vorbau stehen die Meisterleute in eifrigem Gespräch beieinander.

„Daß du dich so lange hinstellen mußt zu der!" sagt die Christel zu ihrem Manne, dem Schmied. „Gehst es dich etwas an", gibt dieser höhnisch zurück und geht dabei zurück in die Werkstatt, wo der Jörg, der Geselle, den Blasebalg tritt. Hier stehen sie nun die drei Gestalten, und als der Schmied bemerkt, wie der Jörg so leutselig die Meisterin anblickt, da raunt er ihn grob an: „Mach', daß das Rad zum Sternwirt kommt, draußen lehnts am Hausel"

Der Jörg zögert noch um eines Gedankens Länge, dann trollt er sich mit plumpen Schritten und rollt das neubereifte Rad straßab.

„Kannst dich nicht in acht nehmen vor dem Maulaffen", schilt der Schmied zornig sein Weib, das nicht auf die Worte achtet, legt die Hände unter der Brust übereinander und sieht ihren Mann mit einem qualvollen Ausdruck an.

„Ich habe von dir schon viel ertragen", sagte sie fast mit bebender Stimme, „jetzt — wenn — wirst doch nicht mit so einer — denke doch an unsere Kinder!"

„Was soll ich denn haben, etwa mit der Regine?" braust jener auf und schiebt dabei mit der Hand die Kohlen auf die Glut. „Der alberne Bursche hat wohl wieder ein Märchen hinterbracht?"

„Der Jörg", hebt sie an, „du lieber Himmel, der ist froh, daß er im Hause ist, denn draußen in der Fremde ist es ihn nicht zum besten ergangen."

„Geh' mir weg mit dem Bengel, er hats hinter den Ohren, und daß er mit euch Weibsbildern schön tut, kann ich ihm nicht wehren. So kommt's, daß die Regine öfters nach der Werkstatt lugt, um mit dem Gesellen ein Ständchen zu machen."

Mit einem tiefem Seufzer entfernt sich die Frau, auf deren Gesichtszügen ein nagender Kummer ruht.

„Daß die Magd doch unter dem Rade läge, die der guten Meisterin das Leben so schwer macht."

Dieser Gedanke durchzuckt den Kopf des jungen Mannes, der aus Dankbarkeit gegen die Meisterin schon so manchen harten Verweis ruhig hingenommen hat. Vor dem Gasthofe stand ein blaugefirnßter Frachtwagen. Jörg hatte wenig Obacht darauf, zog das Werkzeug aus dem Schurzfell hervor und befestigte sein Rad an dem im Hofe stehenden Leiterwagen. Dann meldet er es dem Wirt, der ihm vor der Heimkehr einen frischen Trunk reicht. —

Der Tag ist in den Abend verblaßt und es ist Essenszeit. Vor der Tür der Werkstatt steht, die Pfeife im Munde, der Schmied, während drinnen in der Stube der Jörg neben dem Ofen sitzt und hinüber nach der brodelnden Suppe blickt.

„Nun, weshalb nicht essen?" fragt die Meisterin, die jetzt herbeigekommen ist.

„Es hat mir's ja keiner erlaubt", erwidert Jörg überrascht.

„Was soll denn das heißen?"

„Mit Meister Röschi ist nicht mehr zu hantieren, ich bin ihm ein Dorn im Auge geworden."

„Lassen wir ihn brummen, ich selber habe mein Leid. Doch jetzt an den Tisch heran, damit es

Kampflied.

Von Michael Georg Conrad.

Feinde ringsum —	Feinde ringsum!
Was scher' ich mich drum!	Nehmt mir's nicht krumm;
Ob Löwe, ob Drache,	Nicht parlamentieren,
Ich reck' mich und lache	Viel Worte verlieren,
Und stell' meinen Mann.	Schlagt zu als Mann!
Greift an!	Heran!

Feinde ringsum —
Der Tod macht sie stumm.
Sie wollten's so haben.
Nun laßt sie begraben.
Verzeihe, wer kann.
Greift an! —

nicht kalt wird", regt Christel an, nachdem sie die beiden Kinder, die in der Kammer spielen, herbeigerufen. Nach einer Weile erscheint auch der Meister, gut gelaunt. Er sucht sein Weib heiter zu stimmen, das aber ernst bleibt und die Augen niederschlägt, denn in seinem Innern stockt das Wort und die Arme weiß genau, daß ihm die Magd näher steht.

„Sitz nicht so vor's Maul geschlagen da", fährt Röschi plötzlich auf.

Schweigend aber vorwurfsvoll hebt sie die Augen zu ihm auf. Die Kinder ducken sich ängstlich. Endlich wirft der Schmied den Löffel klirrend auf den zinnernen Teller, steht auf und setzt sich ans Fenster, wohin er die Tabakspfeife gestellt hat. Die ängstliche Hausfrau fordert halblaut die Kinder auf, zu Bett zu gehen räumt den Tisch ab und wirft noch einen Blick nach dem Gesellen, der mit dem Hunde tändelt. Der knurrige Alte hat sich hinausgeschlichen. Da wird es dem Jörg leichter unter dem Wams, er erhebt sich und ruft laut:

„Zum Teufel mit ihr — mit der Regine!" stößt er zwischen den Zähnen hervor, die Fäuste geballt. Da klopft ihm die Meisterin auf die Schulter.

„Was gibts denn, Jörg? Warum so bestig?"

„Ei, den Geier, das soll man auch nicht, wenn man zusehen muß, wie so ein rothaariges Biest versucht, im Hause Störung zu machen . . ."

„Freilich, aber ich kann's noch gar nicht glauben, daß mein Mann —"

„Der Jörg hat noch gute Augen", bemerkt jener, „und ich mag das Unrecht, was der Frau Meisterin geschieht, nicht länger mit ansehen. Lieber will ich mein Bündel schnüren und das Dorf verlassen, ehe ich das Spiel weiter mitmachen soll."

„Das tun Sie nicht, Jörg", bat Christel. „Aber ich mag kein Strohfeuer anzünden. Die Regine gilt auf der Meierei etwas und ich möchte nicht, daß wir dort die Arbeit einbüßen."

„Allerdings. Doch ich mag das Frauenzimmer nicht leiden und wenn ich länger bleibe, dann tu ich es nur, um der Meisterin eine Stütze zu sein, wenn es so weit kommen sollte."

Christel drückte dem Gesellen die Hand und wünschte ihm eine „gute Nacht."

•

Eines Abends, als es ganz dunkel geworden, begab sich Jörg auf die Lauer und versuchte zu erspähen, ob sich die Regine wieder einstelle. Zwischen den Meisterseuten hatte es wieder einen starken Wortwechsel gegeben, wobei Röschi sich ausgesprochen, daß er sich nach einem anderen Gesellen umsehen müsse, der ihm mehr leisten könne. Die Meisterin hat dazu geschwiegen, im stillen aber bitter geweint. Die Kinder suchten die Mutter zu trösten, während der Schmied polternd das Haus verließ, um in die Schänke zu gehen.

Jörg hatte somit umsonst Wache gestanden. Erst vier Tage später streifte er mit dem Rotkopf zusammen.

„Wist du's, raunt er der Magd in scharfem Tone zu, sodaß diese erschrocken zurückfährt. „Wo willst du hin?" Drinnen in der Werkstatt brennt ein armseliges Laternenlicht, so daß der Schmied, welcher sich scheinbar beschäftigt macht, kaum zu sehen ist.

„Mit dem Meister muß ich ein Wort reden", sagte Regine rasch gefaßt.

„Das kannst du morgen bei Tage, jetzt geh' heim!" befiehlt Jörg und vertritt ihr den Weg.

Auf das laute Aufschreien der Magd kommt der Meister mit der Laterne herbei.

„Was dem Narr nur einfällt", schimpft Regine, anfallen tut er einem wie ein bissiger Hund. Tut ja gerade, als ob die Schmiede sein Eigentum wäre.

Röschi hebt die Faust und drückt sie dem Jörg an den Kopf.

„Hinein mit dir Einfaltspinsel! Morgen kannst du die Sachen packen und dorthin gehen, woher du gekommen bist. Verstehst du mich?"

Der Geselle taumelt schweigend zurück. Seine Stirn ist glutrot vor Erregung. Er denkt an das arme Weib, das oben in der Kammer bei ihren Kindern ist und vor Sorgen keinen Schlaf findet. Ihre letzte Stütze ist verloren gegangen, der väterliche Helfer ist vor wenigen Wochen gestorben und so muß sie wohl still ausharren, wenn sie nicht erleben mag, daß ihr die Tür gewiesen wird.

So sind in diesem Stumpfsinn wiederum acht Tage verflossen. In der Werkstatt steht mit ruhigem Gesicht der Geselle und treibt den Blasebalg. Das Feuer bläst weiß auf, doppelt grell und stechend im Vergleich zu dem milden roten Abendlicht, das durch die Rußscheiben flieht, dem Schmied, der am Amboß steht, die bleichen Wangen färbt und in ein paar rote Flecken am schwarzen Boden leuchtet, als läge hier oder dort eine feuchte Blume. Da kommt die Christel von hinten herein, einen Korb am Arm, sie will noch etwas zum Abendbrot einholen.

„Du mußt mir Geld geben", sagt sie in freundlicher Weise zu ihrem Manne.

Dieser legt den Hammer nieder und greift in die Tasche, in der sich das Geld befindet. Christel nimmt das gereichte Geld und wendet sich dem Ausgang zu.

„Du", ruft er ihr hastig zu, „horch einmal, was ich dir sagen wollte: „Du kannst morgen die andere Kammer vorrichten, die neben dem Jörg seiner."

„Und wozu?" fragte sie ängstlich.

„Du hättest doch schon lange einer Hilfe bedurft, du bist ja immer krank", hebt er verschmitzt hervor.

„Was — was willst du denn?" fragt sie unruhig. „Wer soll mir denn auf einmal beistehen?"

„Die Regine — sie zieht nächste Woche ab und ich habe ihr gesagt, daß sie bei uns in Dienst kommen könne."

„Zu uns? Das tust du nicht Mann. Ich werde meine ganzen Kräfte anwenden um diese Ausgabe zu ersparen."

„Und was hast du dagegen?"

„Ich sage dir, wenn die vornherein kommt, bei Gott, geh' ich mit den Kindern zur Hintertür hinaus."

„Mach' was du willst, die Magd kommt ins Haus und damit verbleibts."

Aber Josef, was fällt dir ein, mich wie eine Bettlerin hinausweisen? Bedenke das Gerede im Dorfe."

„Soll mich wenig kümmern", stiert Röschi und verläßt die Werkstatt.

Christel steht, einer Bildsäule gleich, am Feuerherd und blickt ängstlich nach Jörg, der soeben einen Fluch über die Lippen gehen läßt, der seinem Meister und der Magd gilt. Er sieht sich allein.

„Warte, Regine, wenn du es wagen solltest, ins Haus zu kommen", ruft er aus, ergreift eine spitze Feile und zückt sie wie ein Messer zum Stich. Dann aber erschrickt er vor dem Vorhaben und faßt den festen Entschluß, im schlimmsten Falle das Los seiner braven Meisterin zu teilen.

Wieder ist eine Woche verstrichen. In der Schmiede werden kaum zehn Worte zwischen den Eheleuten gewechselt. Der Josef läuft sinnverloren herum, sein einziger Gedanke ist an die Magd. Der Jörg ist ebenfalls wie verdreht, er simuliert über einen Plan nach, den er ausführen will.

Es ist Sonntag gewesen. Am nächsten Abend geht der Schmied aus dem Hause, um der Magd entgegenzugehen. Sie haben sich getroffen und bald entspinnt sich zwischen beiden ein abkömmliches Gespräch, das sie hinter einem Versteck führen.

„Also zwei Gulden die Woche", sagt Röschi zu seiner neuen Magd. „Ist dies genug?"

„Ja", gibt diese schüchtern zurück.

„Und du wirst ihr recht helfen, der Frau, sie ist keine starke", befürwortet der Schmied.

Die Magd läßt ein mehrmaliges Kopfnicken fallen, dabei streift sie das Tuch in den Nacken. Ein kleines Talglicht, das in dem Hausflur auf einem Brett steht, wirft seine Helle auf das rötliche Haar. Da treffen sich beiderseits die Hände und nun ist es ein zärtlicher Druck der ihren Vorsatz besiegelt.

„Drinnen in der Stube wird die Alte sein", sagte er, während beide nach dem Hinterteil schreiten.

„Jessas", schreit die Regine und kommt beigelaufen, „was soll ich tun, wenn die Meisterin jetzt kommt?"

Mit diesen Worten ergreift sie die Flucht und stürmt hinaus auf die Straße.

Röschi ist wie betäubt. Aus dem Dunkel, wo die Tür der Werkstatt nach der Treppe mündet, ist er vorgesprungen, der Jörg, eine Feile hoch haltend und — und —

„Herrgott, du Herrgott", brüllt der Meister auf. — Auf der obersten Treppenstufe steht die Christel mit weit aufgerissenen Augen, hinter ihr die kreischenden Kinder.

Der Meister starrt vor sich hin. Da liegt die Regine und zuckt nicht mehr. In der Brust steckt die Feile. — Regine war noch einmal umgekehrt und dabei hatte der Jörg seinen Plan ausgeführt.

Am anderen Tage hatte man die Leiche der toten Magd aus der Schmiede hinweg nach dem Beinhaus getragen und in jedem Hause fragte man sich kopfschüttelnd, wie der Fall sich wohl zugetragen haben möge, da auf die ehrsamen Meisterseute auch nicht der geringste Verdacht vorlag.

Oben in der Stube saß, wie erfroren, Christel, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hatte. Als aber am nächsten Morgen die Sonne sich auf die Fensterfinse legte und ihre Strahlen über den Boden huschten, da sahen sich die Eheleute wartlos an und gingen somit an die Arbeit. Vergeblich forschte man nach dem Jörg, er aber war nirgends zu finden, womit das Rätsel über die Tat gelöst wurde.

Als aber im Dorfe zur Essenszeit geläutet wurde, da kamen die beiden Kinder aus der Schule im schnellsten Laufe und meldeten, was sie gesehen.

„Mutter, aus dem Weiher haben sie ihn gezogen, den Jörg — sie bringen ihn schon . . ."

„Was — den Jörg?" fragt Röschi, fährt hastig von der Bank auf und lauscht. Draußen nahen die Schritte vieler Dorfbewohner, die sich murmelnd dem Hause nähern.

„Aus dem Weiher?" stößt Christel heraus und lehnt regungslos an der Wand, den Blick auf ihren Mann gerichtet, der sich mit der rauhen Hand durch das krause Haar fährt und mürrisch vor sich hinschaut. Die Kinder haben sich in eine Ecke verkrochen, neben ihnen sitzt der Hund, der ein leises Heulen von sich gibt. Die Meisterin reckt sich, jähe Gedanken geben ihr durch den Kopf und eine feierliche Andacht kommt ihr an — denn eine solche Anhänglichkeit, mit der ihr Jörg dankend begegnete, konnte sie wohl von keinem zweiten Menschen erwarten. Und deshalb konnte sie der Tat nur mit Abscheu gedenken, niemals aber den sich selbst gerichteten Jörg verdammen.

„Er hat ausgekämpft um meinetwegen", lispelte sie vor sich hin, „nur hat ihn die Furcht vor Böstun und Strafe in das üble Gerede der Leute gebracht." —

Mit fast fliegendem Atem blickt sie auf den Mann, in dessen Gesicht sich Scham und wilde Reue spiegelt.

Dann aber wankt sie in die Kammer und sinkt auf die Truhe hin, die an der Seite steht. Die Kinder folgen ihr nach, aber bald kommen sie zurück und eilen auf den Vater zu, der, den Kopf in die Hände gestützt noch immer am Tische sitzt und weder sieht noch hört.

„Vater, die Mutter ist krank, sollen wir den Doktor holen?" fragt der Knabe mit den blonden Locken.

Diese Frage bricht das Eis auf dem Herzen des Schmieds. Er sucht kopflos sein Weib auf und bietet ihr mit einer Abbitte die Hand.

„Der liebe Gott verzeihe es dir!" sagt Christel und im nächsten Augenblicke lagen sich die Meisterseute in den Armen. Es war die Feier der Versöhnung und des Friedens gekommen. —

Krähwinkel.

(Nachdruck verboten.)

Humoreske von Hermann Wagner.

„Emilie," sagte der Kaufmann Robert Schnittlauch zu seiner Frau, „ist dir etwas Näheres über die Verhältnisse des jungen Ehepaares Bügel bekannt?"

Emilie Schnittlauch horchte auf.

„Meinst du den Papierwarenhändler Bügel, der sich erst im vorigen Herbst etabliert hat? Warum?"

„Er ist schon seit vier Monaten 23 Mark für gelieferte Zigarren schuldig."

„Ah! Für Zigarren? 23 Mark? Das ist ja unerhört!"

„Wieso unerhört?"

„Da fragst du noch? Wozu braucht ein junger Anfänger für 23 Mark Zigarren zu rauchen? Wo er zu alledem noch zwei kleine Kinder hat?!"

„Zwei kleine Kinder?"

„Ja. Und eine Frau, die nichts von der Wirtschaft versteht!"

„Sie versteht nichts von der Wirtschaft?"

„Wie soll sie das, da sie noch nicht siebzehn Jahre alt war, als die beiden geheiratet haben? Er hätte ein älteres, erfahreneres Mädchen zur Frau gebraucht! Jetzt natürlich —"

„Du meinst, daß es schlecht um die Leute steht?"

„Zweifelst du? Wo sie seit vier Monaten 23 Mark für Zigarren schuldig bleiben?"

„Hm. Ich werde sie mahnen."

„Tue das. Aber nicht zu höflich, da sie, das junge Ding, es nicht mal der Mühe werthindet, mich auf der Straße zu grüßen . . ."

•

„Liebe Frau Sekretär," sagte am Nachmittag des gleichen Tages die Kaufmannsgattin Emilie Schnittlauch zu der Frau Postsekretär Hulda Milde, „liebe Frau Sekretär, ein Wort ganz unter uns: was halten Sie von der Familie des Papierwarenhändlers Bügel?"

Die Frau Postsekretär rümpfte die Nase.

„Die —?" sagte sie.

Und dann zuckte sie vielsagend mit den Schultern.

Die Augen der Frau Emilie Schnittlauch strahlten vor Befriedigung und Freude.

„Ach, das freut mich, daß Sie derselben Ansicht sind wie ich! Dieses hochnäsige Ding, das es nicht einmal für nötig hält, einen auf der Straße zu grüßen! Oh, wenn Sie wüßten, liebe Frau Sekretär — —!"

„Was?"

„Aber nur ganz im Vertrauen!"

„Das versteht sich doch von selbst!"

„Also stellen Sie sich vor: mein Mann mußte die Leute, nach vielen erfolglosen Mahnungen, heute verklagen! Seit einem Jahr schon schulden sie uns 230 Mark! Für gelieferte Zigarren, für Schnäpse und Weine!"

„Unmöglich!"

„So wahr ich Schnittlauch heiße: 230 Mark für Zigarren, Schnäpse und Weine!"

„Das ist ja empörend!"

„Niederträchtig ist das! Aber ich sage Ihnen nur das eine: mit diesem jungen, frechen, hochnäsigen Ding nimmt es kein gutes Ende . . ."

•

„Guten Abend, beste Frau Postsekretär," sagte am Abend desselben Tages die Frau verwitwete Rektor Stengel zur Frau Postsekretär Milde, „was gibt es denn Neues?"

„Wie, Sie wissen noch nicht —?"

„Was?"

„Daß der Papierwarenhändler Bügel heute morgen gepfändet worden ist?"

„Was Sie sagen!"

„Ja, es ist ein Skandal Wegen 2300 Mark, die diese Verschwender in Zigarren, Schnäpsen, Weinen und Delikatessen verpraßt haben!"

„Mir steht der Verstand still, liebe Frau Postsekretär! Aber ich habe es immer gesagt: diese junge Frau —"

„Nicht wahr? Nicht wahr? Und dabei findet sie es nicht einmal der Mühe wert, die Leute auf der Straße zu grüßen!"

„Da haben Sie es wieder: Hochmut kommt vor dem Fall! Mir tun nur die armen Kinder leid!"

„Gewiß! Gewiß! Aber hatte der Mann es denn nötig, dieses junge unerfahrene Ding zu heiraten, wo es doch gescheite, vernünftige Mädchen genug gab, die — —"

„Freilich, freilich, das habe ich ja auch immer gesagt! Diese Ehe, habe ich gesagt — —"

•

Am Morgen des nächsten Tages empfängt die Frau verwitwete Rektor Stengel den Besuch der vierzigjährigen Handarbeitslehrerin Philomena Stops.

„Guten Tag, liebe Frau Rektor!"

„Guten Tag, liebes Fräulein!"

„Wie ist das werte Befinden? Was gibt es Neues?"

„Gut, daß Sie kommen, liebes Fräulein! Mir drückt es fast das Herz ab! Wissen Sie schon?"

„Was?"

„Ah! Sie wissen noch nicht?! Nun: über das Vermögen des Papierwarenhändlers Bügel ist gestern der Konkurs verhängt worden! Der Mann ist bankerott! Er hat eine Schuldenlast von 23 000 Mark!"

„Von —?"

„Von 23 000 Mark!"

„Mich friert, liebe Frau Rektor!"

„Ja, es ist herzzerreißend, bestes Fräulein! 23 000 Mark! Verunglückt in wilden Gelagen, in einem völlerischen Leben! Unseresins begreift so etwas nicht! Aber die jungen Leute von heute, nicht wahr, liebes Fräulein —"

„Gestatten Sie, daß ich mich erst setze! 23 000 Mark, sagen Sie?"

„23 000 Mark!"

„Herausgabt in wilden Gelagen?"

„Für Wein, Zigarren, Schnaps, Kleider, Reisen und Sonstiges — jawohl!"

„Oh, mir fällt es wie Schuppen von den Augen! Natürlich! Natürlich! Ich hatte das ja schon immer geahnt! Wie hätte das auch mit rechten Dingen zugehen sollen!"

„Freilich! In der Stadt verkehrten ja schon längst die verschiedensten Gerüchte! Aber man sträubt sich doch, so etwas zu glauben!"

„Natürlich! Wo man doch immer nur das Beste von seinen Mitmenschen annimmt! Aber das eine habe ich schon immer gesagt — —"

•

Noch am gleichen Tage verbreitete sich das Gerücht von dem bevorstehenden Bankerott und dem bevorstehenden Verkaufe des Papierwarenhändlers Bügel in der ganzen Stadt.

Nur der Betroffene selbst ist völlig ahnungslos.

Er begibt sich am Abend zum Kaufmann Robert Schnittlauch, grüßt freundlich, zieht eine Quittung aus der Tasche und sagt:

„Sie haben mich wegen der Zigarren gemahnt, die ich vorige Weihnachten für meinen Vater gekauft habe. Sie wurden damals sofort bezahlt! Hier ist die Quittung!"

Der Kaufmann wirft einen Blick auf die Quittung und errötet.

„Oh, verzeihen Sie . . ." stotterte er.

Herr Bügel lächelt beredt und sagt, sich verabschiedend:

„So etwas kann ja vorkommen! Es hat nichts zu bedeuten! Adieu!"

Und er kann, als er dann über den Marktplatz spaziert, nur die sonderbaren Blicke der Leute nicht begreifen!

Aus der Welt der Frau.

Der wahren Frauenschönheit holder Macht kann widerstehen keine Macht auf Erden.

Nichts Lieberes, Leiseres, Unerforschlicheres als eines Weibes Herz.

Die erste deutsche Aerztin.

Es ist in weiteren Kreisen nicht genug bekannt und beachtet, daß es in Deutschland im 18. Jahrhundert eine recht rege Frauenbewegung gegeben hat. Gottsched hat sich dieser Frauenbewegung verständnisvoll angenommen; eine ganze Reihe deutscher Frauen (darunter auch Gottscheds eigene Gattin) waren damals bestrebt, die Bildung der Frau zu heben und ihr im deutschen Geistesleben eine selbständige und bedeutsame Stellung zu erringen. In diesem Kreise von Frauen ist nun auch, und nicht an letzter Stelle, Dorothea Christiane Erxleben zu nennen, die als die erste deutsche Frau die medizinische Doktorwürde erlangt und als erste deutsche Aerztin eine ausgedehnte und segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat. Ihr Mädchenname war Leporin; als Tochter des Arztes Christian Polykarp Leporin wurde sie am 13. November 1715 zu Quedlinburg geboren.

Da Dorothea Christiane — wir folgen einer Lebensschilderung, die Ernst Edgar Reimerdes im jüngsten Hefte der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" ihr widmet — von Jugend auf geistige Anlagen und eine ausgesprochene Neigung für die Wissenschaft zeigte, beschloß ihr Vater, sie gleichzeitig mit ihrem Bruder in die theoretischen und praktischen Anfangsgründe der Heilkunde einzuweihen. Das Mädchen war so kerndegierig, daß sie die Werke der damals berühmtesten Aerzte für sich allein las; vermehrt betrieb sie auch Sprachstudien, und doch hinderte sie alle wissenschaftliche Tätigkeit nicht, unter der Leitung der Mutter im Haushalte zu schaffen und sich tüchtige praktische Kenntnisse zu erwerben. Ungeachtet

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191511140/fragment/page=0002